

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1922

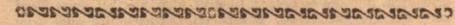
240 (14.10.1922) Die Mußestunde

sich auf den Weg, sein Glück in der Fremde zu suchen. Und vom ersten Frühling bis zum späten Herbst wandert er umher im fremden Lande, und ganze Jahre vergeht er zuweilen die Heimkehr. Da bleibt die Frau allein und singt ihr Lied vollummer und Sehnsucht, in ihm den Bergen nur ihr Leid anvertrauend; denn vor den Leuten ist die Bulgarin stolz, sie schlüßt ihre Tränen hinter und mag über ihren Mann nicht klagen, selbst nicht vor der eigenen Mutter. Um seine Ehre zu wahren, spart sie sich vom Munde, um seine Schulden in der Schenke zahlen zu können, und so weit geht sie in ihrer Hingabe, noch in der Todesstunde wird sie eine Lüge sprechen vor allen Leuten, um ihn vor dem Gerichte zu schützen, der ihren frühzeitigen Tod selbst verschuldet hat.

Dieselben Wesenszüge sehen wir bei der Mutter, dieser Mutter mit großem Herzen, die alles auf sich zu nehmen vermag, alle Gegenstände auszugleichen. Wenn ihre Kinder heranwachsende beginnen, hört ihr persönliches Leben auf, sie lebt in ihren Sorgen, ihrem Glück, und ist bereit, ihre Fehler selbst auf sich zu nehmen. Während ist die Legende vom heiligen Peter, der seine Mutter von den Forten des Paradieses zurückweist, damit er ganz rein sei, — sie aber hat ihn genähert, hat ihn geliebt, hat sich um seine Brüder gekümmert, und ihr ist keine Zeit geblieben, an das eigene Seelenheil zu denken. Mit welchem Stolz zuckt sie die Achseln auf die Rede ihres Sohnes, des Heiligen, und macht sich auf den Weg zur Hölle in dem Bewußtsein, daß ihre Sünden ein nicht weniger erhabenes Werk sind als Christi Kreuz.

Solange das Mädchen bei dieser Mutter ist, verlebt es seine glücklichsten Tage, da ist das Leben ihm ein Lied und das Lied ihm Leben. Sie hat volle Freiheit, sich mit den Burschen zu treffen beim Meigen, in den Spinnstuben, am Brunnen, frei kann sie selbst sich ihren Gatten wählen, doch ist sie schamhaft und außerordentlich zurückhaltend. Trotzdem kommt es vor, daß die Angehörigen des Mädchens sich ihrer Wahl widersetzen, dann muß der Bursche seine treuen Gefährten um sich scharen und um Mitternacht seine Geliebte rauben. Zuweilen werden diese Raubzüge nicht sogleich von Erfolg gekrönt und ein Kampf hebt an mit all jenen uralten Mitteln und Instinkten des Kampfes um die schöne Helena.

Das ist die bulgarische Familie, wie sie sich im Laufe von Jahrhunderten in ihre klassischen Formen gegossen hat. Die Heiligkeit der neuen Zeit bringt schon durch die weit geöffneten Fenster und Türen des Hauses, und auf seinem dunklen Grunde, der ihm eine eigene Würde bewahrt, zeichnen sich die Silhouetten der neuen Bulgaren. Noch sind sie unklar, trübe, und kaum kann die poetische Intuition in Nuancen das Bild der jungen Frau erfassen, die das schmalende Kämpchen vor den alten Heiligenbildern zu erlöschen beginnt und ein neues Lied anstimmt von Freiheit und Jugend. . . .



Daß Lüge, Krampf,
Die Seele — tot,
Und immer Kampf
Um Meid, um Brot,
Gedankenlos
Und liebeleer,
Trun. Müde. Was . . .
Ich kann nicht mehr.

Rich Körber.

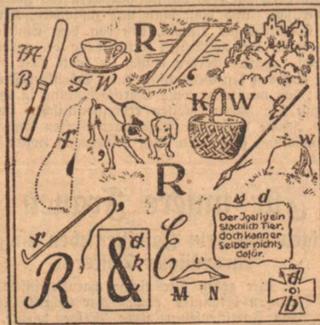
Aus Welt und Wissen

Das Wasserbedürfnis der Bienen ist so groß, daß im Sommer täglich je ein Volk ¼ Liter Wasser und mehr verbraucht. Die Bienen brauchen es bei der Ernährung der Brut und gehen zugrunde, wenn sie es nicht haben. Deshalb luchen sie in Schwärmen die Wasserfontänen und Brunnen in den Nachbargärten auf, trotzdem die Imker neben ihren Ständen besondere Teiche zu unterhalten pflegen. Gegen diesen Naturdrang läßt sich nichts tun. Deshalb sollen aber die Besitzer der Wasserstellen auch den Besuch der Bienen ertragen. Er ist ja ganz ungefährlich, da Bienen, die Wasser holen, ebensowenig wie Dornstummeln, nagen, stechen, wenn sie nicht berührt werden. Außerdem wird jeder Naturfreund, der die Bedeutung der Bienen für die Befruchtung der Blüten kennt, an dem Bienenbesuch seine Freude haben. Um zu verhindern, daß Bienen in den offenen Gefäßen ertrinken, deckt man einen Eimer darüber oder einen in das Wasser hineinhängenden Saß. Zur Not genügen einige Schwimmtöcher, die den Bienen als Rettungsboote dienen. Bienen totzuschlagen, ist eine törichte Grausamkeit und ein Verlust für unsere Volkswirtschaft.

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von Wetz u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luitpoldstraße 24.

Rätsellecke

Bilder-Rätsel



Wesuchskarten-Rätsel

C. C. N. Friesa

Halle a. S.

Der Inhaber dieser Wesuchskarte bemerkte eines Tages zu seinem Erschrecken, daß die Buchstaben dieser Karte gerade hinreichend, um den Ruf- und Familiennamen seines Lieblingsdichters durch andere Zusammenstellung herbeizubringen. Der betreffende Dichter starb am 16. Oktober 1920. Wie lautet sein Name?

Ergänzungs-Aufgabe

Nachstehende 11 Wortfragmente sind zu bekannten Wörtern zu ergänzen, indem man ihnen je einen Anfangs- und Endbuchstaben anfügt. Bei richtiger Lösung ergeben dann die Anfangs- und Endbuchstaben der ergänzten Wörter, erstere von oben nach unten, letztere von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort. Die Fragmente lauten: —et—, —st—, —po—, —at—, —h—, —ch—, —de—, —ot—, —el—, —br—, —ij—.

Rätsel

Mit u wird's stets der Wanderer meiden,
Mit i ist's einfach, recht und gut;
Mit e hat's es zu allen Zeiten,
Mit a erheischt's oft vieles Blut.

Erich Ott.

Auflösungen der Rätsel in der Nummer der 40. Woche

Spitzen-Rätsel: Fritz, Mal, Lied, Linde, Eile, Ratter, Dornstadt, Gittern, Sand, Leute, Aber, Ufer, Wunde; Fallendes Laub, Auschalt-Rätsel: Inferiere mit Geschick — willst Du fördern eigenes Glück!

Verwandlungs-Aufgabe: Welle, Horn, Marine, Drachen, Heinz, Krater, Vergebung, Dschah, Munde, Glaube, Winde, Salat; Wandervogel.

Rätsel: Ael — Gabel.

Wichtige Lösungen fanden ein: Franz Nepple, Karlsruhe; Emil Sattler, Egenstein.

Witz und Humor

Musikalisches. „Sagen Sie, Nachbar, weshalb üben Sie eigentlich so eifrig das Klavier?“ — „Damit ich, wenn mal alles flöten geht, flöten gehen kann!“

Der Ofen. Mieter: „Aber der Ofen ist ja schredlich, raucht der immer?“ — Vermieter: „Ne — blöb wenn Se'n heizen!“

Eine schwierige Werbung. Von dem General Wrangel, der als echt Berliner Kind den Tuden des Dattus und des Affapattus regelmäßig unterlag, erzählt man diese Anekdote, die zumindest gut erfunden ist. Wrangel hielt mit folgenden Worten bei dem Vater seiner Erlorenen um deren Hand an: „Wollen Sie mit e Ihren Schwiegerjohn nennen?“ — „Wedaure — ich habe keinen.“ — „Verzeihung . . . ich wollte sagen, darf ich Ihnen meinen Schwiegervater nennen?“ — „Nah, Sie sind verheiratet? Das wußte ich nicht.“

Die Wutzestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

41. Woche

Karlsruhe, den 14. Oktober

1922

Im Herbst

Eugen Lehmann-Karlsruhe

Seu auf bleichen Stoppelselbren,
blau die Herbstzeitlose schleicht;
in den Herbedustigen Wäldern
Blatt auf Blatt vergilbt, verfliekt —

Ein sich spinnen Bärenrauben,
schwarz, goldbraun, lang behaart
dort gen Stidenn wilde Lauben
auf der weiten Sehnachtsfahrt — —

Sonnenpeere, stumpfe, schräge;
schwarzdurchblutet Abendrot —
Blad ins Feld und ins Gebene
starrt der kalte weiße Tod.

St. Bureaukrasius

Von August Strindberg

Die nachfolgende Satire ist dem schönen Roman „Das rote Zimmer“ von August Strindberg entnommen. Sie ist eine so feine spöttische Darstellung des Bürokratismus, daß man beim Lesen eine ungetrübte Freude empfindet.

Ich will dir nur ein Interieur von einem der sechs Klemter geben, in die ich mich einschrieb. Die fünf ersten verließ ich sofort aus der natürlichen Ursache, weil da keine Arbeit war. Jedesmal, wenn ich hinaufkam und fragte, ob es was zu tun gäbe, wurde geantwortet: „Nein!“ Und ich sah niemals jemanden etwas tun. Und dabei war ich in so sehr in Anspruch genommenen Klemtern, wie das „Kollegium für Brandweinbrennen“, die „Kanzlei für direkte Steuern“ und die „Generaldirektion für Beamtenpensionen“. Als ich aber diese Massen von Beamten sah, die aufeinander tribbelten, kam mir der Gedanke, das Amt, das alle diese Gehälter auszubehalten hat, müßte etwas zu tun haben. Ich schrieb mich also ins „Kollegium zur Auszahlung der Beamtengehälter“ ein.

Ich werde niemals den großen Eindruck vergessen, den mein Eintritt in dieses vollständig und gut organisierte Amt auf mich machte. Ich ging um 11 Uhr vormittags hin, weil das Amt um die Zeit geöffnet werden sollte. Im Amtsdienerrzimmer lagen zwei junge Amtsdienner auf dem Bauch auf dem Tisch und lasen.

Ich sagte guten Morgen. Eine schwache schlängelnde Bewegung der Köpfe dieser Herren deutete an, daß man meinen Gruß ohne entschiedenen Unwillen aufnahm; der eine machte sogar eine Geste mit dem rechten Stiefelabsatz, die einen Handschlag bedeuten mochte. Ich fragte, ob einer der Herren frei wäre und mir die Lokalitäten zeigen könne. Sie erklärten verbindlich zu sein; sie hatten Ordrer, das Wartezimmer nicht zu verlassen. Ich fragte, ob es nicht noch mehr Amtsdienner gebe. Ja, es gebe wohl noch mehr. Aber der Oberamtssdiener habe Ferien, der erste Amtsdienner habe Urlaub, der zweite Amtsdienner sei dienstfrei, der dritte Amtsdienner sei auf der Post, der vierte sei krank, der fünfte hole Trinkwasser, der sechste sei auf dem Sofa, und da gibt er den ganzen Tag; übrigens „pflegt kein Beamter vor ein Uhr da zu sein“. Damit erhielt ich einen Bink.

daß mein früher störender Besuch unpassend sei, und eine Erinnerung, daß die Beamtsdiener auch Beamte sind.

Als ich indeffen meinen festen Entschluß erklärte, ich wolle die Amtszimmer besichtigen, um dadurch einen Begriff von der Arbeitsteilung in einem so wichtigen und umfassenden Amt zu bekommen, brachte ich den jüngeren von den beiden dazu, mir zu folgen. Es war ein großartiger Anblick, als er die Tür aufschlug und sich eine Flucht von sechszehn Zimmern, größeren und kleineren, vor meinen Blicken aufbot. Hier muß es wohl Arbeit geben, dachte ich, und hatte das Gefühl, eine glückliche Idee gehabt zu haben. Das Geprell von sechszehn Birkenholzleuern, die in sechszehn Kachelöfen flammten, unterbrach aufs angenehmste die Einsamkeit des Ortes.

Nachdem wir die Zimmer der Kopisten, der Notare, der Kanzlisten, des Revisors und des Revisionssekretärs, des Kontrolleurs und des Kontrolleursekretärs, des Staatsanwalts und des Kammerverweisers, des Archivars und des Bibliothekars, des Kammerers, des Kassierers, des Bevollmächtigten, des Protokollars, des Protokollführers, des Aktuars, des Registrators, des Expeditionssekretärs, des Bürochefs und des Expeditionschefs durchwandert hatten, blieben wir schließlich an einer Tür stehen, auf der mit vergoldeten Buchstaben geschrieben stand: Der Präsident. Ich wollte die Tür öffnen und eintreten, wurde aber vom Amtsdienner daran gehindert, der in wirklicher Unruhe meinen Arm faßte und ein „Still!“ flüsterete. „Schläft er?“ konnte ich, mit meinen Gedanken bei einem alten Gericht, nicht zu fragen unterlassen. „Am Gottes willen sagen Sie nichts; hier darf niemand eintreten, bevor der Präsident nicht klingelt.“ — „Klingelt denn der Präsident oft?“ — „Nein, ich habe ihn nicht klingeln hören, seit ich hier bin, und das ist nun ein Jahr.“ — Wir schienen wieder auf das vertrauliche Gebiet zu kommen, weshalb ich abbrach.

Ich nahm einen von den jungen Herren auf die Seite und fragte ihn, ob er es nicht für ratsam finde, daß ich dem Präsidenten meine Aufmerksamkeit mache. „Still!“ war seine geheimnisvolle Antwort, indem er mich ins achte Zimmer führte. Wieder dieses geheimnisvolle „Still!“

Das Zimmer, in dem wir uns jetzt befanden, war ebenso dunkel, aber schmutziger, als alle anderen. Pferdehaar guckte aus dem zerissenen Leder der Möbel heraus; dicker Staub lag auf dem Schreibtisch, auf dem ein eingetrocknetes Tintenfaß stand; da lag auch eine ungebrauchte Stange Siegellack, auf die der vorige Eigentümer seinen Namen gezeichnet hatte; eine Papierfahne, deren Ecken sich von Rost geschlossen hatten; ein Zahnzeiger, der am Mittsommerfest vor fünf Jahren stehen geblieben war; ein Staatskalender, der fünf Jahre alt war, und ein Bogen Köchpapier, auf dem Julius Cäsar, Julius Cäsar, Julius Cäsar, mindestens hundertmal, mit ebenso vielen Malen Vater Noah, Vater Noah abwechselnd gedruckt stand.

„Dies ist das Zimmer des Archivars, hier läßt man uns in Frieden.“ sagte mein Begleiter.

„Kommt der Archivar denn nicht hierher?“ fragte ich.

„Er ist fünf Jahre nicht hier gewesen, nun wird er sich wohl hängen, hierher zu kommen!“

„Aber wer besorgt denn seinen Dienst?“

„Das tut der Bibliothekar.“

„Worin besteht denn dessen Dienst in einem solchen Amt, wie das Kollegium zum Auszahlen der Beamtengehälter?“

„Er besteht darin, daß die Amtsdienere die Quittungen fertigen, chronologisch und alphabetisch, und sie zum Buchbinder schicken, worauf der Bibliothekar ihre Anstellung auf dazu geeignete Regale überwaht.“

„Aber wie kriegt der Archivar denn sein Gehalt?“
„Ja, das wurde ihm nach Hause geschickt.“ War das nicht einfach? — Inzwischen, mein junger Kamerad rief mir, dem Aktuar meinen Diener zu machen und ihn zu bitten, mich den anderen Beamten vorzustellen, die nun anlangten, um das Feuer in ihren Kachelöfen umzurühren und die letzten Strahlen des Gluthausens zu genießen. Der Aktuar sollte eine sehr mächtige und auch aufgelegte Persönlichkeit sein, erzählte mein Freund und sehr empfänglich für Aufmerksamkeit.

In einem breiten Lehnstuhl saß der Gefürchtete vorn Dien und streckte seine Füße auf ein Kienntierfell aus. Er war eifrig bemüht, eine edle Meerjähwimper einzuräumen, die er in Handjähwimper eingewickelt hatte. Um nicht beschäftigungslos zu sein, hatte er die gestrige „Postzeitung“ vorgenommen, aus der er sich über die Wünsche der Regierung unterrichten konnte.

Bei meinem Eintritt, der ihn zu betrüben schien, schob er die Wille zurück und legte sie auf seinen fahlen Scheitel: das rechte Auge verbarg er hinter dem Rande der Zeitung und schob mit dem linken eine Spitztafel auf mich ab. Ich trug mein Anliegen vor. Er nahm das Mundstück in die rechte Hand und sah nach, wie weit es eingeräucht war. Das schreckliche Schweigen, das jetzt entstand, beschäftigte alle meine Überlegungen. Er räusperte sich und rief dadurch einen starken stehenden Rauch in dem Gluthausen hervor. Danach erinnerte er sich der Zeitung und setzte die Lektüre fort. Ich glaube meinen Vortrag mit einer Variation wiederholen zu sollen. Da hielt er nicht länger aus. „Was wollen Sie zum Teufel? Was haben Sie in meinem Zimmer zu schaffen? Kann man mich nicht einmal in meinem eigenen Zimmer in Ruhe lassen? Was? hinaus, hinaus, Herr! Zum Teufel, sehen Sie nicht, daß ich beschäftigt bin? Wenden Sie sich an den Protonotar, wenn Sie etwas haben wollen! Nicht an mich!“

Ich ging zum Protonotar.
Da war großes „Materialkollegium“, das schon drei Wochen lang dauerte. Der Protonotar war Vorsitzender und drei Kanzlisten führten das Protokoll. Die von den Lieferanten eingehenden Proben lagen auf den Tischen rings herum verstreut, an denen alle freie Kanzlisten, Kopisten und Notar Platz genommen haben. Man hatte, obwohl mit großer Meinungsverschiedenheit, sich für zwei Vollen Leseboer Papier entschieden und war nach wiederholtem Probetreiben bei 48 Scheren des preisgekrönten Fabrikats von Gratorp stehen geblieben (von welcher der Aktuar 25 Aktien besaß), das Probetreiben mit den Stahlfedern hatte eine ganze Woche erfordert und das Protokoll darüber hatte zwei Mische Papier verschlungen; jetzt war man zu den Federmeßern gekommen und das Kollegium war gerade dabei und prüfte diese an den schwarzen Tischplatten.

Nachdem sich alle geäußert und ihre Ansichten streng motiviert hatten, indem sie praktische Proben befügten, beschloß der Vorsitzende, man solle zwei Groß Theßfeld nehmen.

Siegegen referierte sich der erste Notar in einer längeren Ausführung, die zu Protokoll genommen, in zwei Exemplaren kopiert, registriert, fortiert (alphabetisch und chronologisch) eingebunden und vom Amtsdienere unter Oberaufsicht des Bibliothekars auf ein geeignetes Regal gestellt wurde. Diese Verwahrung atmete warmes vaterländisches Gefühl und ging hauptsächlich darauf hinaus, zu zeigen, wie notwendig es sei, daß der Staat die einheimischen Manufakturen aufmuntere.

Da das aber eine Anklage der Regierung bedeutete, weil sie ja einen Beamten der Regierung traf, mußte der Protonotar die Regierung in Schutz nehmen. Er begann mit einem historischen Exkurs über die Entstehung des Manufakturwarendisconts, warf einen Blick auf die ökonomische Entwicklung des Landes während der letzten

zwanzig Jahre, wobei er sich so in die Details vertiefte, daß die Uhr in der Mittelholskirche zwei schlug, ehe er zum Thema gekommen war. Bei dem verhängnisvollen Glockenschlag stürzten alle Beamte von ihren Plätzen fort, als sei Feuer ausgebrochen. Als ich einen jungen Kollegen fragte, was das zu bedeuten habe, antwortete der alte Notar, der meine Frage gehört hatte: „Die erste Pflicht eines Beamten, Herr, ist Pünktlichkeit.“ Zwei Minuten nach zwei war nicht eine Seele mehr in den vielen Zimmern.

Schrift und Stil

Die Schrift, die wir heute schreiben und drucken, stammt aus der römischen Steinschrift, wie sie auf Denkmälern der römischen Kaiserzeit erhalten ist, aus der sogenannten Quadrata, capitalis quadrata. Von ihr aus läuft eine nie unterbrochene Entwicklung der Schrift durch die Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Tage, und alle dabei entlehnten Formen sind immer nur Abwandlungen der Steinschrift, die oft genug freilich deren Grundformen kaum noch erkennen lassen. Wenn heute unsere Antiqua in ihren Großbuchstaben der ursprünglichen Form der Steinschrift sehr nahe steht und dagegen Schwabacher und Fraktur kaum noch Bezug zur Steinschrift aufweisen, so ändert das doch nichts an der Tatsache, daß auch diese letzteren „deutschen“ Schriften dem Entwurfsursprung angehören, der von der römischen Quadrata den Ursprung nimmt. Die Antiqua entstand in der Renaissance in bewußter Anlehnung an die Kapitale; aber auch Schwabacher und Fraktur, die Vollkommenheit der gotischen Schrift, stehen eben durch diese gotische Schrift mit der Kapitale in Formverbindung.

Antiqua, Schwabacher und Fraktur sind die Schriften der gedruckten Bücher. Die Antiqua allerdings wurde schon vor Erfindung des Buchdrucks von den schreibenden Humanisten übernommen. Schwabacher und Fraktur dagegen entstanden dicht hintereinander bald mit der Erfindung des Buchdrucks, in den vorhergehenden Jahrhunderten. In den schönsten, meist mit farbigen Miniaturen geschmückten Büchern, unterzeichneten sich im wesentlichen drei Perioden der Schriftbildung nacheinander: die frühchristlich-byzantinische Schrift, deren Hauptformen Unziale und Halbunziale sind; die romanische Schrift, die meist „karolingische Minuskel“ heißt; und die gotische Gatterschrift oder Textur.

Wie ist nun diese ganze Schriftentwicklung vor sich gegangen? Welche Normen des Gestaltens haben sie beherrscht? Daß es sich hier um eine bestimmte Geschicklichkeit handelt, ist klar. Es sind ja abgegrenzte Zeiträume, Perioden, in denen sich jeweils ein oder mehrere besondere Typen der Schrift ausgebildet, und offenbar sind es die einander abfolgenden Stile-Perioden, um die es sich da handelt. Hier hat die Untersuchung einzusetzen, wenn man die Gestaltung der Schrift in ihrer Entwicklung begreifen will. Eine solche Untersuchung hat Ludwig Coellen in seinem Buche „Die Stilentwicklung der Schrift“*) vorgenommen, mit höchst merkwürdigen und interessanten Ergebnissen.

Schrift und Stil einer Zeit stehen in engem Zusammenhang. Dieselben Formgesetze, welche den Kunststil erzeugen, erwirken auch die Gestalt der Buchstaben und ihre Ordnung zur schönen Buchseite. Stilwandel bedingt Schriftwandel. Der Eindruck dieser Erkenntnis wirkt geradezu überraschend, wenn man in dem genannten Buche die Schriften einer Zeit neben deren Kunstwerken sieht: frühchristliche Unziale und Halbunziale neben den Säulenresten eines Basilika-Interieurs, neben einem frühchristlichen Ornament oder Relief, romanische Schrift neben romanischer Plastik oder der Gliederung einer Kirchenwand, gotische Gatterschrift neben dem gotischen Gemälde oder dem Säulensystem der Kathedrale.

Doch es handelt sich keineswegs nur um den allgemeinen, gefühlsmäßigen Eindruck einer nicht weiter kontrollierbaren Uebereinstimmung des Formbildes. Es handelt sich um die bestimmten Stilgesetze, die hier wie dort in gleicher Weise herrschen, und es ist die eigentliche Tat des Geistes, welche die Struktur der Buchstaben wie deren Ordnung zueinander aus den jeweiligen Stilgesetzen abgeleitet zu haben. Man erkennt mit Erstaunen die Allmacht der Stilgesetze, wenn man die Entwicklung der Schrift überfliehet von den Tagen der Römer bis zur Gegenwart, wenn man sieht, wie die Grundformen der römischen Steinschrift sich jedesmal stilistisch streng abwandeln in den drei Stilperioden des Mittelalters, wie die neuen Stilgesetze der

*) Erschienen im Artaden-Verlag, Traita bei Darmstadt; mit 55 Abbildungen von Schriften und Kunstwerken; Preisbändchen 90 M., gebunden 140 M.

Renaissance Antiqua und Schwabacher hervortreiben, wie sich die folgende barocke Formgebung durch mannigfache Vorstufen hindurch zur großzügigen Gestalt der Fraktur verdichtet, wie die Schriftenerneuerung um 1900 die Formabsichten des Impressionismus verwirklicht. Und man kann nur zustimmen, wenn dann schließlich Coellen dafür eintritt, daß von dem Einwirken des Impressionismus auf die Schrift Erneuerung der verbliebenen Kraft nur noch von den Gemüthern jener Schriftenerneuerung um 1900 geht; daß nur solche neue Schriftgestaltung in ihrer Verbindung mit der hochentwickelten expressivsten Holzschneidkunst das „schöne Buch“ der Gegenwart schaffen könne. Denn die Stilentwicklung geht ihren Weg getreulich weiter, auch in der Schrift.

Für unsere Frauen Einiges aus dem Familienleben einiger europäischer Völker.

Wir geben hier einige charakteristische Aufzeichnungen bekannter europäischer Schriftsteller über das Familienleben ihrer Völker wieder. Diese flüchtigen Entwürfe stammen aus der Friedenszeit, sie bezeichnen allerdings oft mehr den Charakter des Autors als den Familiencharakter der genannten Völker. Ihr Wert ist demnach auch von daher nicht zu überschätzen. Die Redaktion.

Bernard Shaw über das Familienleben in England

Kein Mensch versteht je die Wahrheit über die Familie, nicht einmal sich selber. Man glaubt allgemein, daß die Ehe selbst die größte Ungleichheit in der Befriedigung der Leidenschaftlichkeiten rechtfertigt. Kleine Familien, die in tiefer Zuneigung zueinander leben, bringen die schönsten Früchte, dagegen sind große, unentwickelte Familien um so erfolgreicher, je daß es allgemein heißt, Angehörige großer Familien haben immer Glück in der Welt.

Für den biologischen Wert des Familiensystem in heutigen England kann man keine Folgerungen aufstellen, da die Unterschiede des Einkommens und somit der sozialen Stellung die geschlechtliche Anlehnung unmöglich machen. Jedes männliche oder weibliche Individuum strebt vor der Tatsache, daß die Wahl des Geschlechts auf zwei oder drei Personen beschränkt ist, von denen keine in Betracht käme, gäbe es eine andere Wahl.

Bestimmte Damen verlieben sich in Aristokraten und müssen Obersten heiraten. Handlungsgehilfen verlieben sich in Baroninnen und müssen ledigen Herren heiraten. Man hat Könige und Königinen um ihrer politischen Heiraten willen bedauert, aber in Wirklichkeit ist das Verhältnis der Liebespaarungen in künftigen Kreisen wahrscheinlich ganz ebenso groß wie in jeder anderen Klasse.

Ehe und Familien existieren heute als rein ökonomische Zufälligkeiten; und daher braucht man kein Wort über sie zu verlieren, denn ihre wahre Natur und Wirkung könnte man nur in einer Gemeinschaft beobachten, in der alle Klassen untereinander heiratfähig sind.

Pierre Deber über die Franzosen und das Familienleben

Wer unsere Romane aufblättert, unsere Theaterstücke sieht, könnte fast meinen, daß alle Männer ihre Frauen und alle Frauen ihre Männer betrügen, und daß es ein Familienleben überhaupt nicht gibt. Das ist natürlich sehr übertrieben; ich weiß nicht, ob man eine Statistik der unglücklichen Ehen in allen Ländern aufgenommen hat — und es scheint mir doch auch recht schwierig —, ist es aber der Fall, so glaube ich jedenfalls nicht, daß Frankreich dabei an der Spitze der übrigen Nationen steht. Wenn das häusliche Leben in Frankreich sehr trübselig ist, so liegt das vor allem an der bürgerlichen Organisation des Haushalts. Wir leben noch unter der Wirkung des Gesetzes vom „Pater familias“, das für unser ganzes Gesellschaftswesen gemein ist. Die Anwesenheit der Kleinen übt den glücklichsten Einfluß. Ich weiß nicht, wer das Wort geprägt hat: „Nur in kinderlosen Ehen gibt es Paat und Streit“.

Endlich ist auch die Idee des Vaterlandes, die bei uns so lebendig ist, unmittelbarer Ausfluß dieses Sinnes. „Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland“, sagt ein schämeles Sprichwort. Die Franzosen sagen: „Wo das Vaterland ist, da allein ist gut sein“. Und deshalb lassen sich auch die Angehörigen der lateinischen Nationen so selten dauernd im Auslande nieder; sie kehren immer wieder an die Stätte zurück, wo sie die Lebensfreude kennen gelernt haben, wo sich ihre Geist gebildet hat, wo sie den Gehortan und die Liebe in sich aufnehmen.

Nach all dem ist der Franzose ein Mensch der Häuslichkeit, und er schätzt diese Häuslichkeit so sehr, daß er sich unter Umständen mehrere zulegt.

Em Benelli über die Ehe in Italien

Die Leidenschaftlichkeit unserer Klasse macht bei uns den engen Familienzusammenhang zur Notwendigkeit. Darum haben wir in Italien weder den Vorteil noch den Nachteil der Eheheftung.

Für uns ist es notwendig, in der Liebe das Geheimnis der Unauflöslichkeit zu sehen, damit unser Herz für das Wohl der Kinder wie für die Ruhe der Sinne eine gewissermaßen genaue Richtschnur habe.

Die italienische Familie ist darum an die alten christlichen und auch an die römischen Festgepfen gebunden; denn wir sind noch viel mehr Römer, als man annimmt.

Die Pflichten des „Pater familias“ sind bei uns so ernst, daß sie oftmals ungeheure Opfer verlangen. Stirbt der Vater, so fällt die Last auf die Schultern des ältesten Kindes, auch wenn es eine Tochter ist, jedoch in Italien die Zahl der Mädchen groß ist, die freiwillig das Opfer auf sich nehmen, den jungen Geschwistern ihr ganzes Leben zu weihen. Viele dieser jungen Frauen verzehren sich so langsam neben dem häuslichen Herd. Begreiflich ist, daß in Italien die Familie je nach den verschiedenen Gegenden ein anderes Malis zeigt. Am innigsten vielleicht sind die Familienbände im Süden; weniger innig im Norden, wo der Begriff der persönlichen Freiheit größer und freudiger ist.

Die italienische Frau ist eine sanfte Mutter, eine wunderfüße Geliebte. In Italien gibt es noch die vom Opfer verklärte Liebe, die andere Völker längst verloren haben.

Leider macht der Einfluß Frankreichs die italienische Frau immer eiler, und die Industrie entreißt allzu viele Mädchen dem Hause.

Die moderne Zivilisation trachtet unerbittlich und langsam die reinsten Quellen des Glücks aus.

Werner v. Heidenham über schwedische Leute

Da die Volksmasse keine große ist, wissen die meisten voneinander, trotz der Ausdehnung des Landes, und sind nicht selten Bekannte und gute Freunde, die miteinander auf dem Duzfuß stehen. Die Zeitungen berichten auch viel über Familienerzählungen, und die Fernsprecher — eine besondere Einrichtung der schwedischen Heime — verbreiten ihr Netz von Gefühlsdrähten über das ganze Land. Die Telephone befinden sich in steter Beschäftigung und werden fleißig von Kindern sowohl wie Dienern gebraucht. Man plaudert von Wind und Wetter und wie man geschlafen, und die Schweden klingen nicht nur bei ihrer Wand oder ihrem Schreiber an, sondern erforderlichenfalls auch beim Staatsminister und Erzbischof, und in sehr kurzer Zeit kann eine Familie mit der ganzen Nation gesprochen haben. Alles dies, wie sonstig es auch klingen mag, führt das ganze Volk zu einer großen Familie in einem gemeinsamen Heim zusammen.

Die Schweden lieben ihr Heim und nirgends wird gegenwärtig so viel Sorgfalt der Verschönerung desselben gewidmet. Die Frau und der Mann fühlen sich dort gleichgestellt, große individuelle Freiheit herrscht und die Kinder werden fast wie jünger Geschwister behandelt. Ganz besonders bemüht man sich, bei ihnen Freimütigkeit, Geschmaak und Ambition einzuschärfen. Man kümmert sich weniger um die rein bürgerlichen Tugenden. Die brennenden Fragen der Zeit werden unvorbehaltlich im Familienkreise erörtert und derjenige, welcher die idealsten Ausführungen bringt, behält das letzte Wort. Von den nordischen Völkern ist das schwedische das am meisten ideell veranlagte und am wenigsten beladene. Sport und Freiluftleben gehören zu der täglichen Erziehung im Hause, und wer an einem Wintertage vor einem solchen Hause der rothwangigen Jugendchar begegnet, der versteht, daß dieselbe die Zukunft im Herzen trägt und niemals eine fremde Mischung in die Geschichte des Landes erlauben wird.

Beiko Thodoroff: Das Haus der Bulgaren

Wie in den Nieren, so wird auch in der Wirklichkeit in dem Gesamtgebilde der bulgarischen Familie der Mann etwas in den Schatten gestellt durch das lichte Bild der Frau und Wäthrin. Er schöpft von der mühseligen Arbeit auf den unfruchtbaren Böden des Balkan, in Sorgen um den morgigen Tag für sein Geschlecht und seinen Glauben, zieht er sich am Abend in sein Haus zurück, und tags ist er mit Liebholungen oder auch nur mit weichen Worten für seine Gefährtin. Oft wird er dieses Leben überdrüssig — gibt es doch keine Gerechtigkeit auf Erden — und er scheidet herab von den Bergen seines Balkan und macht